

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Berlin 1989 / 2009

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen und Rosemarie Still. Mit
Fotos von Simone Sassen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4118
978-3-518-46118-1

suhrkamp taschenbuch 4118

Als Außenstehender und anteilnehmender Augenzeuge zugleich erlebt Cees Nootboom das Jahr 1989 in Berlin. Seinen Bericht *Berliner Notizen* über diese Zeit, in der aus zwei deutschen Staaten einer wurde, rühmt *Die Zeit* als einen »schön erbarmungslosen Spiegel Deutschlands«. In den Neunzigern besucht der Autor erneut die nun nicht mehr geteilte Stadt. Und zehn Jahre später inspiziert er die Berliner Verhältnisse ein weiteres Mal.

Der Mauerfall, die neunziger Jahre, das heutige Berlin: Der große niederländische Erzähler und Essayist Cees Nootboom stellt den zum Klassiker gewordenen *Berliner Notizen* weitere Texte zur Seite, die den Bogen bis heute spannen. Zwanzig Jahre bewegter Geschichte spiegeln sich in dieser Zusammenstellung von Essays, die von den Deutschen und ihrer Hauptstadt erzählen, klug, unpräntiös und sinnlich.

Cees Nootboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Seine *Gesammelten Werke* liegen im Suhrkamp Verlag vor. Zuletzt erschienen die Erzählungsbände *Roter Regen* (2007) und *Nachts kommen die Füchse* (2009). Für sein Werk wurde Cees Nootboom mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem renommierten Prijs der Nederlandse Letteren (2009).

Cees Nooteboom
Berlin 1989 | 2009

Mit Fotos von
Simone Sassen

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen
und Rosemarie Still

Suhrkamp

Die niederländische Ausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Berlijn 1989 | 2009
bei De Bezige Bij, Amsterdam.

Umschlagfoto: Simone Sassen

suhrkamp taschenbuch 4118
Deutsche Erstausgabe
Erste Auflage 2009
© Cees Nooteboom 2009
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Quellennachweise am Schluß des Bandes
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46118-1

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Für Willem Leonard Brugsma

Berliner Notizen I

Prolog: Eine Grenzüberschreitung 1963

(23. Januar 1963) Zu beiden Seiten der Autobahn ziehen weiße Landschaften in Richtung der anderen Teile Deutschlands. Wir fahren nun schon einen Tag über diese unwirklichste Straße Europas, eine Straße durch kein Land. Keine Städte, keine Dörfer, nur Schilder, Tankstellen und Rasthäuser. Man hat den Eindruck, man fährt über die Erde, nicht durch einen Staat. Erst bei Helmstedt münden Vergangenheit und Politik in dessen Symbole, Bewacher und Wachposten, Fahnen, Absperrungen, Parolen. Langsam kommen die kleinen Häuser näher, und in der eisigen Luft flattern die Fahnen Amerikas, Englands, Frankreichs. Wie hätte jemand vor dreißig Jahren diese Zukunft einem Deutschen erklären sollen?

Die Kontrolle hier ist einfach. Noch einmal steht ganz deutlich da – damit sich niemand irren kann –, daß wir den Westen verlassen und in den Osten gehen. Eine andere Art der gleichen deutschen Uniformen. Wir müssen aussteigen und werden zu einer Baracke geschickt. Ein kindlicher Gedanke: *Das ist es also*, und deshalb schauen wir ganz begierig, aber was ist zu sehen? Ich stehe in einer kleinen Reihe an einem langen Schalter. Dahinter sitzen ein Mann und eine Frau an einem Tisch. Der Mann, in Uniform, mit Stiefeln, bläst Rauchwölkchen in die Luft. Ihm ist kalt. Es ist auch kalt. Die Frau, die näher am großen Ofen sitzt, blättert meinen Paß durch. Sie blickt auf das Foto, dann auf mich, dann wieder auf das Foto. Ich bin's. Wieviel Geld ich bei mir habe? Das wird auf ein kleines graues Papier mit Durchschlag geschrieben. Und ein Fotoapparat? Und ein Radio? Und ausländische Währung? Und Kleingeld? Alles wird aufgeschrieben, ich muß unterschreiben. Die Kopie verschwindet in einer Schreibtischlade. Auf ewig bin ich mit meinen 450 Mark, meinen 18 Gulden, meinen 20 Belgischen Francs aufbewahrt. Durch das halb zugefrorene Fenster sehe ich beschneite Bäume, eine verschneite Absperrung, einen hohen Wachturm aus dicken

Stämmen. Oben steht niemand. Ich bekomme ein rosafarbenes Formular, das ich in einem anderen Zimmer ausfüllen muß. Dort stehen Metallstühle, aber zum Hinsetzen ist es zu kalt. Später bekomme ich meinen Paß wieder und muß Geld bezahlen. Unter dem kleinen Holztisch sehe ich die klobigen schwarzen Stiefel der Frau, sie streift damit über den Boden. Was ist also zu sehen? Nichts, eine etwas unwirkliche, eingehende Kontrolle, die für sie genauso lange dauert wie für uns, und das ist lange.

Ich nehme eine Zeitung von einem Stoß, der vor mir liegt. Das Blatt entspricht in der Aufmachung der sensationslüsternen westdeutschen *Bild Zeitung* und heißt denn auch *Neue Bildzeitung*. Die Landwirtschaftsausstellung der DDR in Tamale (Nord-Ghana) wird täglich von vielen Afrikanern besucht. Und das Problem der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten muß mit friedlichen Mitteln gelöst werden, hat der Vizepräsident von Tansania in Daressalam erklärt. Auf der zweiten Seite eine moderne Plastik und eine Plastik aus Ostdeutschland. Frage: Wer bewahrt das Erbe der deutschen *Nationalkultur* am besten? Ich blicke noch einmal auf die Uniformierten und frage mich, inwieweit sie noch an der deutschen *Nationalkultur* interessiert sind. An der Wand hängen Sprüche von Ulbricht und anderen über den Frieden, die Produktivität, die Demokratie. Vor der Tür weht ein schneidender Wind, und wie auf einer Schüssel liegt es da, dieses Grenzgebiet. Motorhauben werden geöffnet und inspiziert, Menschen zeigen Papiere, ein russischer Soldat geht durch den Schnee, andere, rotete Fahnen flattern hier, ein Offizier telefoniert in einem Wachhäuschen, Schlagbäume werden geöffnet und geschlossen. Ich lese die Schilder: *Laßt euch nicht zur Provokation gegen die DDR mißbrauchen. Die DDR hat den Frieden in Deutschland gerettet*. Große Fotos von Arbeitern neben einem Stahlofen. Große Fotos von Ulbricht. So sieht es aus, grau, eisig und unvorstellbar deutsch.

Wir dürfen durchfahren. Paß zeigen, Schlagbaum hoch, Paß wieder zeigen, anderer Schlagbaum hoch. Dann sind wir auf einmal

wieder draußen. Die gleiche Schneelandschaft, die Anekdote bereits vergessen, rollt weiter auf die Nebel in der Ferne zu. Im Wald, rechts von uns, Sperrgebiete und Wachtürme. Und plötzlich, auf einer kleinen Brücke, das grauenvolle Bild von zwei Männern in weißen Anzügen mit Kapuzen, Männer aus Schnee mit einem hechelnden, zerrenden, schwarzen Hund, dem die Zunge aus dem Maul hängt. Sie tragen lange Gewehre über den Schultern und verschwinden mit dem Hund im Wald, Menschenjäger. Wir sind immer noch auf derselben Autobahn. In der Ferne zuweilen die Schatten eines Dorfes, erstarrte Bauernhöfe und eine Kirche. Was machen sie da jetzt? Ein einziges Mal johrende Kinder als eine Bewegung, ein Fund des Malers. Und in bestimmten Abständen Schilder: *Wir begrüßen die Delegierten des VI. Parteitages der SED!* Hier ist es noch die alte *Autobahn*, die von Hitler, man spürt's. Nach jedem Betonblock ein kleiner Stoß, ein Streifen Asphalt. Oder sind es die Schraffierungen, die man auf Karten in Schulbüchern sieht? Die dünnen Striche, die Eroberung, Niedergang und Veränderung andeuten? Römische Reiche, die heilig waren, Fürstentümer, Republiken, Gaue, Dritte Reiche, Zonen? Ankämpfend gegen die wilden, wahnsinnigen Pulverschnee-Böen fahren wir weiter, Geschöpfe voll Mikromanie, Käfer auf diesem von der Geschichte gezeichneten Gebiet, dem nichts anzusehen ist.

(15. Januar 1963) West-Berlin. Man fährt über den breiten, mit weißem Licht geschmückten Kurfürstendamm bis zur verstümmelten Gedächtniskirche und dann weiter. Zu seinem Befremden sieht man, daß auch im Westen Ruinen stehen, prächtige ausgehöhlte Monumente mit leeren Fenstern ohne Zimmer dahinter. Kriegsgerinnel, zugemauerte Türen, aus denen Vater nie mehr lachend herauskommt mit Werner, dem Hund. Der einzige Übergang für Nicht-Militärangehörige und Nicht-Deutsche ist in der Friedrichstraße, aber wir landen irrtümlicherweise am Brandenburger Tor. Schnee und Mondlicht. Auf der erstarrten Fläche davor nichts, keine Menschen, keine Autos.

Am Ende dieser Fläche schwarze Säulen, obendrauf der Triumphwagen. Rasende Pferde ziehen jemanden mit Flügeln, der einen Kranz hoch in die Luft hält, gen Osten. Darunter bis zu einem Viertel der Säulenhöhe die blinden Zähne der Mauer. Ein westdeutscher Polizist hält uns an und bedeutet uns, daß wir nicht weiterfahren dürfen. Wir bleiben also stehen und sehen uns das an, was nicht geschieht. Zwei russische Panzer stehen auf hohen Sockeln, Erinnerung an 1945. Wir sehen zwei russische Schildwachen, Schatten zwischen dem Marmor.

Die Friedrichstraße ist ganz in der Nähe. Die gleiche Kontrolle wie bei Helmstedt. Papiere, Papierchen, Geld zählen, Schlagbäume, ein klassischer Kupferstich, den wir so menschlich wie möglich hinter uns lassen. Auf die Straße hat man zwei niedrige Mauern gebaut, so daß ein Auto, wenn es schnell durchfahren würde, zwei wahnsinnige Schlenker machen müßte. Als der ganze deutsche Sand gemahlen ist, dürfen wir weiter, und dann setzt sich die Stadt fort, so wie Städte nach Mauern das tun: das gleiche, nur anders. Überempfindlichkeit wird mit der Grund dafür sein: Aber es riecht hier anders, und es ist brauner. Wir fahren etwas herum, Wilhelmstraße, Unter den Linden, Namen, mit denen ich nie etwas zu tun hatte, die aber schon durch die Art und Weise, wie andere sie aussprechen, einen bestimmten, durchaus wehmütigen Beiklang besitzen. Es ist gar nicht so abwegig, daß ich mir bei »Unter den Linden« immer etwas Hellgrünes vorgestellt habe. Abwegiger ist es, daß ich gleich denke, ihr Nicht-grün-Sein liege nicht am Winter. Gebäude, zuweilen Ruinen, Straßen, die Karl-Marx-Allee mit den Hochhäusern zu beiden Seiten. Wenig Verkehr. Viele Leuchtreklamen. Bin ich enttäuscht? Wollte ich es dramatischer? Und mit welchem Recht übrigens? Vor einem Denkmal halten zwei Soldaten versteinert Wache. Beim Alexanderplatz fährt eine Dampflokomotive über einen Viadukt, sonst gibt es nichts zu berichten – hin und wieder Schilder mit Losungen, die ziemlich ungelesen aussehen, Sprüche, die in sich hineinreden.

Wir gehen in einen Nachtclub. Alle großen Clubs und Restau-

rants haben hier Namen der Hauptstädte des Warschauer Pakts. Dieser heißt *Budapest*. Es ist voll. Ein 2-Mann-Orchester, keine Deutschen, spielt muntere Melodien. Twist wird getanzt. Die Stimmung ist provinziell und nicht fröhlich. Viele einsame Mädchen. Hinter uns an einem Tisch drei junge Offiziere der Volksarmee. Sie trinken eine Flasche bulgarischen Rotwein. Einer steht auf, erhebt das Glas und sagt: »... meine Herren, zum Wohl!« Ein Kellner in einer luftwaffenfarbenen Jacke ... und so weiter. Es gibt wirklich nichts zu berichten. Man betrachtet uns, wie man uns in Limoges oder Nyköping betrachtet hätte, doch die Rätsel, die man sich selbst immer aufgibt, sind unvermeidbar. Wie viele Leute hier haben Familie im Westen? Wie viele würden gern weggehen, und wie viele würden andere hindern zu gehen? Rhetorische Fragen, auf die ich eine halbe Stunde später, als wir durch denselben Kontrollposten den Osten verlassen, eine gedruckte östliche Antwort bekomme. Ein kleines, orangefarbenes Heftchen mit dem Titel: *Was ich über die Mauer wissen muß* in zehn kurzen Kapiteln.

1. Wo liegt eigentlich Berlin?
2. Ist die Mauer vom Himmel gefallen?
3. Mußte die Mauer gebaut werden?
4. Was hat die Mauer verhindert?
5. Wurde der Friede wirklich bedroht?
6. Wer lebt hinter der Mauer?
7. Wer zerstört eigentlich den Kontakt zwischen Familien und Freunden?
8. Bedroht die Mauer jemanden, egal wen?
9. Wer verschlimmert den Zustand?
10. Ist die Mauer ein Turngerät?

Die Antwort auf die letzte Frage fällt ziemlich schroff aus: »Wir sagen Ihnen ganz offen: Nein. Diese Schutzmauer ist die Staatsgrenze der DDR. Die Staatsgrenze eines souveränen Staates muß respektvoll behandelt werden. Das ist überall auf der Welt so. Wer sich nicht daran hält, muß sich nicht beklagen, wenn er dabei zu Schaden kommt.«

PS. Nebengedanken: Wie willkommen ist die Mauer eigentlich in Bonn? Wenn ganz Ostdeutschland ohne Menschen wäre – und danach sah es ja fast aus –, wäre das ganze leere Hinterland mit Slawen bevölkert. Kein reizvoller Gedanke für die Deutschen,

die noch immer von einer Wiedervereinigung träumen. 2. Wie willkommen ist die Mauer in Moskau? Ist Ulbricht dort ein hoffnungsvollerer Bündnispartner als für uns zum Beispiel Salazar? 3. Wie ungeheuer deutsch die Mauer ist. Ein Westberliner Taxifahrer formulierte es so: Dies hätte einem anderen Volk nicht passieren können.

(17. Januar 1963) Drei Uhr nachmittags. Unter länglichen Schneeweitschen gehen wir über den leeren Bahnhofplatz. Die kahle, betonfarbene Bahnhofshalle, wo es nach Ostdeutschland riecht, ist noch leer. Einige englische, italienische und amerikanische Reporter stehen frierend in dieser Leere, zusammengetrommelt durch das Gerücht, daß Nikita Sergejewitsch Chruschtschow um drei, vier, fünf, sechs oder sieben Uhr hier ankommen soll. Die Kälte ist unvorstellbar.

Wir gehen auf und ab, ständig gefolgt von den neugierigen, mal scheuen, mal aggressiven Blicken der anwesenden Ostdeutschen. Die Halle ist prunkvoll. An langen, goldbemalten Lanzen hängen die blut-, rot- und goldfarbenen Fahnentücher, die man auch von West-Berlin aus hinter der Mauer auf hohen Gebäuden und Fabriken flattern sehen kann, die Fahnen des Mondes, des Unerreichen. Etwas mittelalterlich schräg stehen die Lanzen auf dem Boden, als warteten sie auf ein altertümliches Turnier. Ein Arbeiter ist dabei, kleine Blumentöpfe heranzukarren und damit das Podium zu schmücken. Chruschtschow wird es bestimmt gefallen. Es *ist* auch schön, dieses Dekor für eine Utrechter Schulaufführung, Wände mit farbigen Tüchern tapeziert, Blumentöpfe mit stabilen Pflanzen, und in der Mitte ein Rednerpult aus Spanplatten, an dem gleich jemand Dinge sagen wird, die man bei Schulaufführungen meistens nicht hört.

Ein alter Mann klettert nun hinter das Mikrophon und ruft angestrengt »Eins, zwei, drei!« Es hallt durch den hohen Raum. Auf den hohen, grauen Podesten hinter mir sind die Kameraleute des ostdeutschen Fernsehens am Werkeln, gräuliche Männer mit Pelzmützen. Sie sind schon seit sechs Uhr früh da. Die Kälte

durchdringt nun alles. Vor allem die Italiener haben Probleme damit und zeigen es auch. Ich drehe meine Runden und lese die begrüßenden, heiteren und anspornenden Losungen, die nicht nur im Bahnhof, sondern in der ganzen Stadt aufgestellt sind. Ganz zu Ehren des VI. Parteitages. Der wissenschaftlich-technische Höchststand. Es fehlen die Worte, um die hier herrschende hölzerne Wirklichkeit zu beschreiben. Es ist eine rückständige, infantile und veraltete Welt, aber eine Welt, die existiert, und nicht umsonst. Und genau diese Wirklichkeit, diese vertrocknete, begeisterte Vergangenheit, die eine Prophezeiung sein will, verursacht diese Entfremdung. Von Fragmenten erstarrter und dadurch gefährlich gewordener Heilslehre umringt, stehe ich, ein durch und durch Fremder, in dieser Zukunft; es ist, als stünde ich hier schon einen Monat oder gar ein Jahr.

Manchmal gibt es Anzeichen, daß sich etwas tut. Deutsche Offiziere geben deutsche Befehle an deutsche Soldaten, irgendeine Schlachtordnung bildet sich längs der Treppe, bewirkt damit einen kleinen Strudel in der Menge – aber dann verschwinden sie wieder in einem mit anderen Sprüchen behängten Loch und lassen uns erneut in unserer Wartezeit zurück. Ein westdeutscher Journalist hat sich auf ein trostloses Gespräch mit einem Ostdeutschen eingelassen. Ich stehe in der Nähe und sehe es mir an. Ein sinnloses Gespräch. Durch diese beiden Landsleute geht eine Mauer, durch die nichts mehr, höchstens Kugeln, hindurch können. Alle Gedanken und Argumente prallen ab und liegen vor unseren Füßen auf dem Boden, wir brauchen sie nur aufzulesen: Globkes und Mauern, Adenauers und im Wasser erschossene Flüchtlinge, die unaufhörliche Strafe für die Vergangenheit – die Ausländer stehen um sie herum und schweigen. Es wird fünf Uhr, sechs Uhr. Auf einmal füllt sich die Halle. Die Fernsehlampen gehen an und strahlen auf weiße Gesichter über deutschen Lederjacken, Grüppchen von Frauen mit entsetzlich roten Fähnchen. Die Journalisten, denen man keinen festen Platz eingeräumt hat, verstreuen sich und bilden eine Minderheit. Eine lange Reihe Kadetten kommt im Gänsemarsch herein. Sie er-

halten eine Anweisung und beginnen die Menge zu kneten. Erst zur einen Seite, dann zur anderen. Ich werde fast erdrückt am Fernsehpodest, da wieder von einem Soldaten weggezerrt und irgendwo anders hingeschoben. Als es vorbei ist, stehe ich ziemlich weit vom Podium entfernt zwischen großen, schwarzen Männern, die ihre lächerlich kleinen Fähnchen mit vergrößerten Fingern festhalten. Aus hoch aufgehängten Lautsprechern kommt plärrende Marschmusik, eine Platte nach der anderen. Etwas Geschrei, und mit schnellen Schritten geht der kleine Ulbricht mit seinem unverwechselbaren Gesicht am Volk entlang. Danach folgen die anderen, Bulgaren und Mongolen, Tschechen und Deutsche, eine unerschütterliche Gruppe solider Männer, die geschlossen die inzwischen zum zehntenmal von zwei alten Frauen gefegte Treppe hinaufgehen. Ein roter Läufer soll die Kälte abwehren, ein Kadettenspalier das Leben schützen, hinter mir rufen Deutsche einander zu: »Hut ab! Hut ab!«, und plötzlich Stille, keine Musik mehr, und da kommt der kleine russische Mann die Treppe herunter, seine Getreuen umringen ihn, Führer einer Welt, die bei Helmstedt anfängt und bei Schanghai aufhört. Der kleine Mann, das dicke Gesicht sehr weiß in den Scheinwerfern der Fernsehkameras, winkt gegen das Schreien der Menge an: Druzhba, Druzhba, Druzhba! Die Luft flimmert von den Papierfähnchen wie von einer enormen Hitze, eine Gruppe Algerier brüllt ein eigenes Willkommen, dann tritt plötzlich wieder eine erwartungsvolle Stille ein, und die protokollarische Begrüßung der ersten Sekretäre des Zentralkomitees nimmt ihren Anfang – alte, lange Titel ersetzt durch langwierige neue, und kein einziger wird ausgelassen.

Nach jedem Namen gedämpfter Applaus, ich stelle mich auf die Zehenspitzen und betrachte die versammelten »Staalmeesters« auf ihrem angestrahnten Podium. Ulbricht tritt vor, wird geküßt und beginnt mit seiner spröden, sächsischen Stimme eine Rede, die man sich anhört. Danach spricht Chruschtschow selbst. Ohne Zweifel ist er bei den Parteikadern hier in der Halle beliebt. Es ist auch schwer, von dieser Stimme nicht beeindruckt zu sein.

Sie ist voluminös und archaisch, rollt, plädiert, überredet, spottet, erzählt, droht. Die jämmerlich hohe Stimme des Übersetzers setzt rote, deutsche Striche unter diese Rede. Plötzlich denke ich, mich selbst betrachtend inmitten dieser Menge, von der mich nichts unterscheidet außer dem Schnitt meiner Kleidung, daß ich genausogut hier hätte schreien und ein deutsches Lied singen und Parteikader sein können – und ich sehe mich selbst als Menge, so wie sie sich nie mehr sehen kann; Menge, weil ich da bin und helfe, eine Halle zu füllen, so wie sie sie füllt, und allein schon deshalb, weil ich zusehe und dem belasteten deutschen Geschrei zuhöre, entsteht ein Gefühl lächerlicher Einsamkeit und der Angst vor einer Welt, die so sehr existiert, daß wir kaum noch etwas mit ihr zu tun haben. Als ich hinauskomme, schneit es immer noch. Im weißen Schnee zeichnet sich auf dem leeren Platz eine lange Kette von Offizieren ab. Auf einem Umweg durch dunkle, totenstille Straßen, in denen jetzt schwarze Fahnen hängen, komme ich zu meinem Auto. Eine halbe Stunde später bin ich im Westen. So einfach ist das.

(19. Januar 1963) Genossen und Genossinnen, nun folgt die Schlußrede des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der Sozialistischen Deutschen Einheitspartei Deutschlands, Walter Ulbricht. Die Journalisten im luxuriösen Westberliner Pressezentrum lehnen sich in ihren Sesseln zurück und sehen, was sie diese Woche schon so oft gesehen haben: die riesige Halle mit den viereinhalbtausend Delegierten der kommunistischen Parteien aus siebenzig Ländern. Walter Ulbricht kommt durch ein Spalier menschlicher Körper mit schnellen Schritten herein, sein Kopf schiebt sich am weißmarmornen Kopf Lenins vorbei. Er beginnt zu sprechen. Ein matter Glanz liegt auf seiner Stirn, das Licht scheint in seine Brillengläser. Für seine Verhältnisse ist es eine gute Rede. Entspannt, hin und wieder sogar humorvoll und etwas geschwätzig, hantiert er mit den bekannten Glaubenssätzen.

Die Atmosphäre ist äußerst freundlich, selbst etwas anrührend.

Hinter ihm sitzt sein russischer Freund, eine Schnur hängt aus seinen Ohren, durch die eine übersetzende Stimme kriecht. Die Kamera fährt nur manchmal an den Reihen der Delegierten entlang, manche erkenne ich, die meisten nicht. Die Chinesen kommen überhaupt nicht ins Bild – obwohl doch erst heute morgen all jene freundlichen Männer getobt und gepfiffen haben, als der chinesische Delegierte, trotz der freundlichen Aufforderung Chruschtschows, die Beziehungen zu entspannen, durch eine Attacke gegen den Revisionismus der Südslawen die Sowjetunion erneut angriff. Ulbricht geht nicht darauf ein. Er denkt, das wird sich schon alles wieder einrenken, und im Westen gibt es schließlich auch Uneinigkeit, siehe de Gaulle.

So traurig seine Republik aussieht, so fröhlich ist er. Nein, Deutschland sei nicht mehr das westlichste sozialistische Land der Welt, das sei nun Kuba, und das sei ein großer Vorteil, denn nun liege Deutschland viel näher bei Amerika. Wie das? Durch unseren Gesandten in Havanna! Lachen. Ernster wird er, als er über sein Parteiprogramm spricht. Wieder einmal wird deutlich, daß man diese Welt nie mehr mit Zurückweisung wird abtun können, ebensowenig wie man sie mit einer halbherzigen Sympathie annehmen kann. Dort, in diesem Saal, herrscht unvorstellbare Einigkeit. Wir sitzen in unseren Sesseln und schauen zu, höchstens ein oder zwei Kilometer davon entfernt. Durch die Röhre strömt die Macht des Proletariats auf uns ein, der Aufbau des Sozialismus, der Übergang zum Kommunismus, die Glaubenssätze.

Zwischen dem und uns liegt die Mauer, das steinerne Dokument. Aber es ist ein Dokument, das dort nichts bedeutet, höchstens ihre Einigkeit unterstreicht. Sie gehen sogar hin und schauen sich das Bauwerk an, wie westliche Journalisten das tun, und schütteln französischen Touristen die Hand, winken den Umstehenden zu. Sie sind sich ihrer Sache sicher.

Der Vergleich Glaubensgemeinschaft läßt mich nicht los. Es ist ein Glaube, der ein Staat geworden ist, und später viele Staaten. Dadurch konnte der Glaube nicht derselbe bleiben, Schismen

und Spaltungen teilen auch diesen Saal, und auch das sehen wir uns an, die Praxis der Gleichheit, ein Buch von Marx, Engels, Lenin, aus dem ein Kuba, Ostdeutschland, Nordkorea hervorgegangen ist und aus dem dieser Saal hervorgegangen ist, in dem der kleine Mann manchmal, wenn er sich auf eine bestimmte Weise vorbeugt, plötzlich wie ein Neger aussieht, der mit schleppender deutscher Stimme von Ingenieuren und Arbeitern erzählt, der bewegt ist, wenn er über das reine Glück der Arbeit spricht und über die Freude, die der Bau einer Fabrik mit sich bringt, dann steckenbleibt und sagt, daß es die Aufgabe der Schriftsteller sei, das echte Leben, das Glück der Arbeit zu beschreiben.

Und neue Geschichten aus dieser neuen Folklore werden aufgetischt, der Professor, der mit jungen Agronomen sprach, der Schriftsteller, der einen Verweis bekam, weil er zu lebensfern war und keinen richtigen Beruf erlernt hatte. Der Saal lacht und klatscht, hin und wieder fällt die Kamera regelrecht auf ein Gesicht, ernst, erfreut, munter, gelangweilt, jedenfalls andersdenkend. Ich bin Zuschauer und denke, da steht der Mann aus dem wahrscheinlich abscheulichsten Land der Welt. Aber er steht eben da, spricht zu den Westdeutschen, lädt sie immer wieder ein, doch vor allem in den Osten zu kommen und mit Arbeitern und Bauern zu reden. Was aber, glaubt er, werden die Leute dann sehen, die aus dem Westen kommen und sich den Osten ansehen?

Ein Land, sagt er, in dem alles kollektives Eigentum ist, und das führt er weiter aus, dann kommen die Ausbeuter, die Militaristen an die Reihe, und während diese Stimme weiterspricht und die Kamera die Delegierten abtastet, stellt sich bei uns im Pressezimmer wieder, wie immer, das Gefühl der totalen Entfremdung ein, ein Modewort, das mittlerweile schon Angst ebenso wie Abneigung und völliges Unverständnis bedeuten kann. Ein Drittel der Menschheit wird von diesen Männern nach einer Ideologie regiert, die an ihrer Erstarrung erkrankt ist, die nicht mehr blüht, die manchmal nicht einmal vital genug zu sein scheint, um sich

selbst, dem Handbuch entsprechend, zu beweisen. Die einzige Antwort auf diese gefährliche Erstarrung auf der anderen Seite dieser Mauer besteht darin, nicht durch eine noch größere Erstarrung machtlos zu werden. Einem Kongreß wie diesem beizuwohnen ist lehrreich. So viel wird über den Kommunismus geschrieben, daß vermutlich ziemlich viele Menschen schon vergessen haben, daß er auch tatsächlich existiert, Wirklichkeit ist. Und der Tenor dieser Wirklichkeit ist in diesem Moment eine weitreichende Selbstbesinnung, mit der Entspannungspolitik, die dazugehört. Die Meinungen in diesem Lager unterscheiden sich nun in allen wichtigen Punkten: Kapitalismus, Krieg, Revolution, Schisma. Als Chruschtschow sagt, das Ziel der Arbeiterklasse sei nicht ein spektakuläres Sterben, sondern der Aufbau eines glücklichen Lebens, antwortet Mao, daß ein Krieg unvermeidbar mit der Vernichtung des Imperialismus (wir) und dem Sieg des Sozialismus (sie) enden würde.

Selbstzufriedene Gleichgültigkeit bei diesem Ur-Dialog ist vorläufig eine der hauptsächlichsten westlichen Reaktionen. Darum haben so viele Journalisten diesen trägen, nicht einmal dramatischen Kongreß so schnell verlassen, der jedenfalls auf diesem Gebiet eine Antiklimax war.